



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der gegenwärtige Stand der Runenkunde.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der gegenwärtige Stand der Runenkunde.

Sobald man das Wort „Runen“ ausspricht, weiß Jedermann, was damit gemeint ist, ja man kann sagen, Jedermann weiß mehr davon als die wenigen, die sich einen guten Theil ihres Lebens mit der Erschließung des Zaubers gequält haben, der wie der Name schon besagt, auf ihnen ruht. Den anderen genügt es, das Geheimniß als solches bestehen zu lassen. Die Phantasie mag sich in seine Tiefen versenken, wenn sie gerade Muße dazu hat; der Verstand wird dabei nicht weiter in Anspruch genommen. Was die Gelehrten aus den Runen herauslesen, mögen sie selbst vertreten, und so viel dringt jetzt auch aus dem abgelegensten Arbeitsstübchen in die Doffentlichkeit, daß das Gewirre der Hypothesen und Controversen sobald ein neues Runendenkmal entdeckt und erklärt wird, bis hinein in unsere kleinen Localblätter Stoff zu zeitgemäßen Ergüssen über unzeitgemäße, unfruchtbare, nichtige Schulänkereien hergeben muß. Seltsam bleibt immerhin, daß wir heut zu Tage die verschiedenen Gattungen ägyptischer Schrift, theilweise mit ziemlicher, theilweise mit wirklicher Sicherheit zu lesen im Stande sind, daß aus den Inschriften von Persepolis und Bissitun die Thaten und Besitztümer des Darius eine urkundliche Grundlage erhalten haben, an der Niemand zu rütteln in den Sinn kommt, obgleich uns von den ersteren vier Jahrtausende oder auch noch etwas mehr, von den letzteren doch noch die stattliche Zahl von zwei und einem halben Jahrtausend trennt, wogegen die feste Phantasie der Runenfreunde kein einziges Denkmal weiter hinauf als etwa bis zu dem Anfang unserer christlichen Zeitrechnung zu rücken magt.

Ferner: jene ägyptischen und altpersischen Steinbilder und Inschriften gehören einer Sprache an, die wie die Schrift selbst ganz verschollen war. Die eine wie die andere mußten durch kühne und glückliche Conjecturen erst wieder mühsam entdeckt werden, denn es ist begreiflich, auch für den, der sonst von dem Sachverhalt nichts weiß, daß man ihrer linguistischen Geltung nach unbekannte Schriftzeichen wohl auf der Basis einer bekannten Sprache entziffern kann, aber daß sie bloße zufällige Schnörkel und Striche bleiben, so lange man keine Ahnung von ihrem möglichen Lautwerthe hat.

Wie viel günstiger steht es in dieser Hinsicht mit den Runen! Welcher Sprache sie angehörten, war von Anfang an nicht zweifelhaft. Als man schon im 16. Jahrhundert in Schweden und in Deutschland, ja sogar schon am Ende des 15., — wie der Polyhistor Trithemius beweist — auf sie aufmerksam wurde, waren die letzten Grabsteine, auf denen sie zu gewöhnlichen Enkomien massenhaft angewandt wurden, im Norden, d. h. in einem großen Theile Norwegens und in einigen abgelegenen Thälern Schweden höchstens dreißig Jahre früher eingemeißelt worden; der jüngste bis jetzt aufgefundenene, unzweifelhaft ächt datirte Runenstein stammt aus dem Jahre 1468, wahrscheinlich giebt es noch viel jüngere. Jedenfalls brauchte man damals kein Gelehrter zu sein, um diese Grabchriften zu lesen. So gut wie solche heut zu Tage in der Absicht verfertigt werden, daß möglichst viele etwas von den Verdiensten des Entschlafenen vernehmen sollen, so ist es auch im Norden geschehen. Für zwei, drei Antiquare haben die Dorfsteinmezen dort so wenig wie irgend wo anders in der Welt gearbeitet, sondern für das große Publikum, zu dem sie selber gehörten. Und wenn es sich auch von selbst versteht, daß das immer seltener Vorkommen solcher Runensteine und endlich ihr gänzliches Verschwinden zugleich ein immer dünner gewordenes Publikum von Lesern bedeutet, so mußte sich doch schon aus den natürlichsten Motiven der Familienpietät und des Familienstolzes namentlich in einer Bauernwelt, wie die nordische von jeher war und immer geblieben ist, das traditionelle Verständniß der einmal vorhandenen, durch den unverwüßlichen Granit gegen jede Zerstörung so ausgezeichnet gesicherten Steine weit über die Zeit hinaus erhalten, wo man es aus praktischen Gründen für gut fand, die Gefühle des Lebenden für die Todten in einer modernen allgemein bekannten Schrift auszudrücken. Man sieht auch auf den ersten Blick, daß es die Reformation mit ihrem sie überall hin begleitenden Schul- d. h. zunächst dem Lese- und Schreibunterricht gewesen ist, welche den Runen den Garaus machen mußte, nachdem sie schon ein paar Jahrhunderte lang einen immer ungleichen Kampf gegen das vom Süden her importirte lateinische Alphabet, das allgemeine Besitzthum aller civilisirten Völker Europas, bestanden hatten.

Freilich darf man sich von der orthographischen Durchbildung dieser nordischen Steinmezen keine hohe Vorstellung machen. Alles was Naturalisten in diesem Gebiete an Fehlern und Marotten zu leisten pflegen, haben sie nach Kräften geleistet und es dadurch hier und dort glücklich dahin gebracht, das was sie sagen oder schreiben wollen, nur sich selbst verständlich auszudrücken. Aber diese Masse derartiger Denkmäler, von denen noch jetzt viele Tausende existiren, die Einfachheit und stereotype Formelhaftigkeit ihres Inhalts, die sich bei den meisten nach ihrem Zwecke von selbst versteht, erlauben doch, bei ihrer Erklärung die Möglichkeit des Irrthums innerhalb gewisser Grenzen einzuschränken.

Das nämliche gilt im Ganzen auch von den relativ weniger zahlreichen, an sich aber doch noch immer durch ihre Masse respectablen Runeninschriften, die sich auf anderen Gegenständen als auf Grabsteinen, auf den Denkmälern historischer Ereignisse, auf Münzen, Medaillen, Schmuck und Kleidungsutensilien, Geräthen des häuslichen und öffentlichen Lebens, namentlich Waffen und dergleichen finden. Auch sie sind durchschnittlich nicht correcter geschrieben wie die Grabsteine und das Material bietet dem späteren Leser begreiflich oft größere Schwierigkeiten durch die Zerstörung oder Veränderung, die es erlitt, als der unverwüßliche Stein, an welchem höchstens einige bescheidene Flechten und Moose, wie sie die dürftige Vegetation des Nordens erzeugt, die Züge des Meißels verdecken, aber nicht verlöschen können.

So macht denn die sprachliche Erklärung hier überall geringere Schwierigkeiten, als es sich die der Sache ferner Stehenden vorstellen. Der Name „Runen“ pflegt solchen Respect einzulösen, daß man im Allgemeinen glaubt, alles was damit geschrieben ist, sei ein Buch mit sieben Siegeln, an denen vergeblich der Scharfsinn oder die Spitzfindigkeit gelehrten Dünkels herumnebele. Die Siegel sind sehr leicht zu lösen, wenn man nur den richtigen Schmelzapparat besitzt und dieser ist wieder sehr leicht zu beschaffen, weil dazu nichts weiter gehört als eine genügende Kenntniß der altnordischen Sprache vom 9. bis 16. Jahrhundert. Gerade in dieser Periode aber besitzt die Sprache des Nordens eine Literatur von so großem Umfang wie keine andere der damaligen Volkssprachen Europas. Die Isländer, die bekanntlich bald für den ganzen Norden das Amt der Gelehrten und Literaten übernahmen, waren die schreibseligsten aller Menschen in ihrer Zeit, ja eigentlich ebenso federfertig als es der modernste Federfuchser von Profession nur sein kann. Sie respectirten, wie es scheint, kein anderes Hinderniß in ihrem wahrhaft fanatischen Eifer, alles und jedes auf's Papier oder vielmehr in früherer Zeit auf ihr Pergament aus Schaffell zu bringen, als den für ihren magern Geldbeutel sehr lästigen Preis der dazu nöthigen Utensilien. Was hätten sie auch in den zehn Monaten ihres Winters anders beginnen können, wo alle Arbeit im Freien von selbst unmöglich war? Politik d. h. die Landes- und Communalangelegenheiten und Literatur, darum drehte sich bald das ganze Dasein aller Gebildeten, und gebildet waren in dieser wunderlichen Inselrepublik fast alle, weil alle, wenigstens wenn sie frei geboren waren, auch social einander gleich standen. Wollten sie nicht an Langeweile ersticken, so mußten sie wohl zur Feder greifen.

Dieser altnordischen Literatur der Periode, die nach Jahreszahlen unserem Mittelalter entspricht, ist es unter anderem auch charakteristisch, daß sie weitaus überwiegend eine Prosaliteratur ist. Zu einer Zeit, wo noch kein anderes europäisches Volk seine Muttersprache zur Darstellung seiner einhei-

mischen Geschichte und der Vorfälle des gewöhnlichen täglichen Lebens zu gebrauchen gelernt hatte, verstanden es geistliche und weltliche Leute im Norden (die letzteren waren meist nichts anderes, als was nach damaliger und jetziger Auffassung etwa ein großer Bauer sein würde), sehr wohl, Weltgeschichte und Specialgeschichte in ihrer Zunge darzustellen. Die Specialgeschichte mußte sich aber wegen des engen Gesichtskreises ihrer Heimath und der unendlichen Concurrnz der sich damit Beschäftigenden so sehr specialisiren, daß häufig eine Familiengeschichte, ja oft Haus- und Privatgeschichte daraus wurde, wie sie allensfalls zur Epoche der blühenden Tagebücherfabrication auch bei uns der Feder anvertraut zu werden pflegte, aber doch nur zum stillen Gebrauche des Schreibers selbst und höchstens seiner engsten Vertrauten. Dort aber war das Alles für die Doffentlichkeit bestimmt und auf diese Art hat sich auch durch den Wechsel der Zeiten viel mehr davon erhalten, als wenn es bloß in der Lade des Schreibers verschlossen geblieben wäre. Dieser Günst der Verhältnisse verdanken wir eine so ausreichende Kenntniß des gesammten altnordischen Sprachmaterials, namentlich desjenigen, welches die realistische Seite des menschlichen Daseins zu bezeichnen bestimmt ist, daß wir hier vergleichungsweise über alle Termini technici der häuslichen Arbeit, des Gewerbes, des täglichen Handels und Wandels besser unterrichtet sind, als über dieselben Fächer aus dem Bereiche unserer eigenen Vorzeit.

Da sich der weitaus größte Theil der Runeninschriften auf solche Dinge bezieht, auf Besitz, Geburt, Verwandtschaft des Einzelnen, auf Gebrauch und Bestimmung von Geräthschaften u. s. w., so begreift es sich leicht, daß hier ein gutes altnordisches Wörterbuch in den meisten Fällen ausreicht. Mit seiner Hülfe mag man tausende solcher Nachrichten ebenso sicher lesen, wie wir einen mittelhochdeutschen oder altprovenzalischen Text verstehen, natürlich immer vorausgesetzt, daß man sich die eigenthümlichen Züge des Alphabets so eingepägt hat, wie man etwa die musikalischen Notenzeichen oder jedes fremde Alphabet sich fest einprägen muß, wenn man nicht fortwährende Noth mit den ersten Elementen alles weiteren Lernens haben will.

Was man nun aber aus diesen Runen herausliest, ist im Grunde nicht von besonderem Belang. Auch hier wird man sich im Allgemeinen immer durch eine gewisse respectvolle Ueberschätzung irre geführt sehen, für die in der Sache selbst gar keine Veranlassung liegt, sondern allein in der phantastischen Unklarheit derer, die hier etwas ganz Besonderes erwarten, weil sie unter dem Bann der Zauberformel „es sind Runen“ stehen, auch wenn sie anderen gegenüber die vornehmste Miene kühler Bedächtigkeit anzunehmen für gut finden. Wüßten wir außerdem nichts von altnordischem Leben und altnordischer Geschichte, so würden uns diese Späne höchst willkommen, ja unschätzbar sein. Besäßen wir nur auf unserem heimischen Boden, etwa aus der

Zeit vom ersten Jahrhundert vor Christus bis zum achten nach Christus, eine Suite authentischer, meist genau datirter Privatdenkmäler, unsere Alterthumskunde könnte ein ganz andere Physiognomie zeigen. Und die angegebene Zeit der deutschen Entwicklung ist ungefähr die mit der nordischen vom 9. bis 15 Jahre correspondirende. Denn es wäre eine wunderliche Denkconfusion oder ein unbegreiflicher Mangel an allem Verständniß für das innere Getriebe der Völkerentwicklung, wenn wir das was zufällig im Norden und in Deutschland in einem und demselben Jahre geschehen ist, auch als innerlich von gleichem Alter ansehen wollten. Der Norden ist in Folge gewisser ganz durchsichtiger Einflüsse des weltgeschichtlichen Processes, aber auch in Folge anderer einstweilen noch dunkeler und deshalb auch einstweilen im Dunkel zu belassender Motive, die in dem besonderen Geistes- und Seelenleben seines Volkes gelegen sein müssen, hinter seinen continentalen Stammgenossen im Süden, dem eigentlich deutschen Volke, in der Hauptsache um beinahe ein Jahrtausend in der Entwicklung zurück, und deshalb kann die chronologische Parallele, die eben gemacht worden ist, als vollkommen zutreffend beobachtet werden, so paradox sie auch manchem erscheinen mag, der die Heerstraße ererbter Vorurtheile und Schablonenartiger Geschichtsbegriffe selbstzufrieden einherwandelt. Erst am Ende des Mittelalters, mit einem Worte wieder durch die Reformation ist jenes isolirte Nachhinken hinter der übrigen europäischen Cultur einigermaßen ausgeglichen worden, aber nur einigermaßen und keineswegs völlig. Hier ist nicht der Ort, die möglichen Einwürfe gegen diese Ansicht, welche sich sehr leicht denken lassen, zu widerlegen oder auch nur im Vorübergehen auf sie zu reflectiren. Nur eines sei zur Verständigung noch hinzugefügt. Die obige Behauptung läuft keineswegs darauf hinaus, dem Norden ein in seiner Art sehr intensives Culturleben abzuspochen. Vom 9. bis 15. Jahrhundert hat es dort in ihrer Art ebenso entwickelte und durchgebildete Zustände und Menschen gegeben, wie nur irgend in einem anderen Culturlande des damaligen Europas. Aber der Stoff, aus dem die nordische Cultur sich formte, ist ein anderer, als der des übrigen mittelalterlichen Europas, es ist noch der uralte, vorchristliche, wenn man will urgermanische, obgleich dagegen allerlei Bedenken erhoben werden könnten, jedenfalls ein durchaus fremdartiger, gewissermaßen paläontologischer in einer Zeit, deren innigste Triebkräfte der Katholicismus des Mittelalters, die populäre Tradition des römischen und antiken Wesens und die Romantik des Orients geworden waren.

Wir lernen also, um wieder einzulenken, aus diesen Runen nicht viel, was wir nicht außerdem aus der so unendlich reichen Literatur, aus den zahlreichen Urkunden und schriftlichen Zeugnissen aller Art ebenso gut, gewöhnlich besser und genauer wüßten. Und was wir nicht aus diesen wissen,

verlohnt meist überhaupt nicht die Mühe des Studiums. Ob der Barde Thor-
kil am 22. März 1260 gestorben ist, ob ihn seine Frau Aslaug noch um
sechs Jahre überlebt hat, ob und wie viel Kinder vor den beiden wackeren
Cheleuten gestorben sind, das hat wenigstens kein allgemeines Interesse und
selbst für die specialste Specialgeschichte ist im Norden der Sinn für solche
Minutien allmählich erstorben, womit sie sich einst vorwiegend zu schaffen
machte.

Kein Sachkundiger wird sich durch die ostensible Wichtigthuerei ver-
blüffen lassen, mit der man unter den nordischen Gelehrten und Dilettanten
— oder richtiger, wenigstens nach unserem deutschen Maßstab: dilettanti-
schen Gelehrten, — das Aufspüren von Runeninschriften, ihre Sammlung und
Publikation zu betreiben pflegt. Ein bißchen geschäftige Kleinmeisterei dürfte
man sich schon gefallen lassen, denn wie anders ließe sich das Mißverhältniß
zwischen der aufgewandten Mühe und dem wirklichen Gehalt der Resultate
ertragen, als daß man die letzteren etwas übertreibt? Aber jedes Ding hat
sein Maß, sagt der alte klassische Spruch, und viel Lärmen um nichts ist auf die
Dauer unausstehlich. Hierin wird aber dort das möglichste geleistet, nament-
lich seitdem sich ein durch bloße krankhafte Eitelkeit der Individuen selbst
krankhaft in die Höhe geschraubter Patriotismus auch dieses Gegenstandes
bemächtigt und darin, zum Theil in bewusster Absicht zu fälschen, einen Un-
fug ohne Gleichen treibt. Lieft man die pompösen Einleitungen der ver-
schiedenen — nebenbei gesagt oft recht splendid und immer elegant ausge-
statteten — neueren und neuesten Runenwerke, so sollte man glauben, es
handele sich hier um Ergebnisse für die menschliche Bildungsgeschichte, wie
sie etwa die Inschriften der Grabkammer eines Sesostris oder der Palasthalle
eines Tigratpilessar in Niniveh liefern werden, wenn wir sie erst sicherer
lesen können, als es bisher leider vergönnt war. Und schließlich ist in
der Regel weiter nichts als ein enges, dumpfes, pretensioses Bauernthum,
wie man es noch aus den Inschriften jedes Dorfkirchhofes im Jahre des
Herrn 1868 herauslesen kann. Ein paar dürstige cultur- oder richtiger sitten-
geschichtliche Apperçus à la Riehl, ein paar Charakterzüge einer Physiognomie,
die an sich nur zu wenig interessantes hat, als daß sich ihr Detailstudium ver-
lohnte — das ist alles, worauf wir gefaßt sein dürfen.

Eines aber und etwas nicht uninteressantes ist von der renommitischen
Halbwisserei, die sich hier so breit macht, beinahe unbeachtet gelassen. Wenn
aus den Runensteinen auch nicht viel neues für Sitte und Geschichte zu ler-
nen ist, wenn das altnordische Wörterbuch der übrigen Sprache auch für sie
im allgemeinen ausreicht und keine besondere Bereicherung aus ihnen em-
pfängt, so können sie doch bei richtiger Verwerthung zu wichtigen Sprach-
quellen gemacht werden. Gerade was ihnen an Correctheit abgeht, ist das,

was die methodische Sprachforschung anziehen muß. Denn es ist eine Annahme, die sich durch sich selbst vertritt, daß ihre Verfertiger durchweg unbewußt dem Grundsatz huldigen: schreib wie Du sprichst. Die nordische Literatursprache ist aber im eminenten Sinne, mehr wie die meisten anderen europäischen Volkssprachen ihrer Zeit, z. B. mehr wie das italienische vor Dante, das provenzalische des 11., das altfranzösische des 12. Jahrhunderts und mindestens ebenso sehr wie das Deutsche des 13. Jahrhunderts, nur Bücher- oder Gelehrten-Sprache d. h. eine solche, die aus der Sprache des gemeinen Lebens sich isolirt hat und über oft in bedenklicher Adlerhöhe über ihr schwebt.

Sehr viele Erscheinungen der heutigen nordischen Sprachen — allenfalls das neuere isländische ausgenommen, das als Schriftsprache nichts weiter als die directe Fortsetzung der älteren ist — lassen sich aus den geschriebenen Denkmälern wenigstens nicht in ihrem Werdeproceße anschauen. Was sonst von den Volksmundarten erhalten ist, ist wie überall im Mittelalter, unglaublich wenig. Hier würden nun diese steinernen, metallenen und hölzernen Sprachzeugen einzutreten haben, die neben ihrer Authenticität und Durchsichtigkeit auch meist noch den Vortheil der genannten Alters- und Heimathsbestimmung haben. Freilich sind nicht alle nordischen Landschaften gleich günstig damit bedacht; in einigen, wie im südlichen Norwegen und gewissen Theilen des schwedischen Landes der Gothen, ist das Land förmlich damit übersät, in anderen, z. B. im mittleren Schweden, in Jütland und den dänischen Inseln, sind sie seltener, aber doch auch noch immer vorhanden. Würde deutsche Gründlichkeit und exacte Methode sich des Gegenstandes annehmen, so wäre ein schöner Gewinn in sicherer Aussicht. Aber eigentlich haben wir näher liegendes und besseres zu thun. Die Geschichte unserer Dialecte und damit eine sehr wichtige Seite der geschichtlichen Erkenntniß unserer Sprache läßt noch sehr viel Lücken auszufüllen, für die wir uns leider umsonst nach Material umsehen, das nur annähernd so brauchbar wäre wie das nordische. Bis diese gewaltige Arbeit gethan ist, mögen die Herren in Kopenhagen und Christiania, allenfalls auch in Lund und Upsala sehen, wie weit sie es selbst bringen. Da es in Deutschland niemals an halb gut- oder schwachmüthigen, halb querköpfigen Protectoren jeder fremden Albernheit und Anmaßung gefehlt hat und fehlen wird, besonders dann, wenn sich dieselben direct gegen die Ehre der deutschen Nation kehren, so sind wir überzeugt, daß solche schülerhafte Experimente wie so viele andere auf diesem Gebiete, wenn sie nur dänisch oder isländisch geschrieben sind, eine sehr schonende, womöglich gar warm anerkennende Aufnahme, respective Lobpreisung zu erwarten haben. —

Soweit scheint das Studium der Runen durch keine spitzeren Dornen und Haken unangenehm gemacht, als sie auf jedem verwandten Felde des Wissens

zum natürlichen Inventar zu gehören pflegen. Etwas an sich unzugängliches, oder auch nur schwer zugängliches hat sich in ihnen bis jetzt nicht entdecken lassen. Wer scharfe Augen und rüstige Glieder besitzt, scheint sich hier überall leicht durchhelfen zu können.

Und doch scheint es nur so, denn neben und zwischen dieser freundlichen und zugänglichen Region liegt eine andere, wo es noch sehr finster und confus aussteht. Und leider wissen wir zwar sehr wenig sicheres über dieselbe, aber das wenige was wir wissen reicht hin uns zu überzeugen, daß gerade hier noch wirkliche Schätze für die deutsche Alterthumskunde zu heben sind. Es wäre abgeschmackt, wollten wir — wenigstens die wir nach deutschem d. h. wirklich wissenschaftlich durchgebildetem Maßstab zu messen gelernt haben, — von dem gewöhnlichen Troß der Runen so etwas behaupten: das höchste was wir ihm zugestehn, ist ein gewisses Interesse von relativ geringerer Art, als es z. B. die großen anderweitigen literarischen Sprachdenkmäler des Altnordischen gewähren. Ja wir wagen sogar die Kezerei, zu behaupten, unsere nordisch-germanische Alterthumskunde würde in allen wesentlichen Dingen — nicht in den Schnurrpfeifereien, die ein Nyegaard, Raste, Wörtsaae dazu rechnen — genau auf demselben Flecke stehen, wo sie jetzt steht, wenn wir auch nicht eine einzige dieser Runeninschriften kennten. Die Probe ist leicht zu machen. Man durchblättere die deutsche Mythologie von Jacob Grimm, die Rechtsalterthümer, die deutsche Grammatik desselben Mannes, was ist in diesen fundamentalen Werken, deren Größe immer noch mehr zu wachsen scheint, jemehr sie durch die Zeit uns ferne gerückt werden, aus den Runen geflossen? Nichts, außer ein paar grammatischen eigentlich nur paläographischen Notizen, über die Form und den Werth gewisser Runenstäbe. Und glaubt man etwa, Jacob Grimm habe nichts von den Runen gewußt und deshalb nichts aus ihnen gelernt? Dieser ingenüöse Gedanke ist werth, von den Herren in Kopenhagen und Christiania aufgegriffen und verarbeitet zu werden, und wir empfehlen ihn denselben in dieser Absicht, nicht ohne ein gewisses angenehmes Prickeln befriedigter Eitelkeit dabei zu empfinden. Oder wenn sie es verschmähen, so könnten sie ja die Herablassung haben, ihn diesem oder jenem unserer Landsleute zuzuwerten, der schweifwedelnd Krassfüße vor ihnen zu machen sich zur Ehre rechnet.

Zunächst aber möge der Thatbestand kurz geschildert werden, der das obige vorausgegriffene Urtheil zu begründen bestimmt ist. Schon sehr frühe überzeugten sich die zahlreichen nordischen und die wenigen deutschen Antiquare, welche sich mit Sammlung und Deutung von Runen beschäftigten, daß neben einer überwiegenden Menge von solchen, in denen immer dieselben Zeichen in gleichem lautlosen Werthe oder höchstens mit kleinen selbstverständlichen Schwankungen z. B. o für a, u für o, y für i und umgekehrt — wieder-

kehrten, es auch andere gäbe, in denen man mit der gewöhnlichen Deutung nicht ausreicht. Da man noch nicht daran dachte, daß in dem scheinbar einheitlichen Gebiet der Runenverwendung sich möglicherweise eine fundamentale Differenz finden könnte, so suchte man sich so gut als es eben ging zu helfen. Das einfachste war die Annahme, daß die Verfertiger solcher unentzifferbarer oder schwieriger Runeninschriften selbst nicht recht unterrichtet in der Kunst der Runenschreibung gewesen sein möchten. Diese leichtfertige Annahme konnte aber selbst in den kritiklosen Zeiten, welche der Begründung der germanischen Alterthumskunde als Wissenschaft durch Grimm und Zachmann vorhergingen, nur so lang gehalten werden, als man bloß einige wenige solcher angeblicher Versehen kannte. Als sie aber Duzendweise und was das bedenklichste war, offenbar in methodischer Verwendung zum Vorschein kamen, wurde man doch stutzig. Man fing an, die Möglichkeit zuzugeben, daß mehrere Runenalphabete nebeneinander oder vielleicht auch nacheinander in Gebrauch gewesen sein könnten, und namentlich erwarb sich der fleißige und solide englische Alterthumsforscher Hickes (der wie wenige seiner Zeit einen freien Blick über das ganze germanische Sprach- und Geschichtsgebiet sich erworben und nicht bloß für einen Engländer seiner Tage im hohen Grade alle insularen oder nationalen Vorurtheile abgestreift hatte), durch Sammlung authentischer, in Handschriften ältesten Datums erhaltener Runenalphabete große Verdienste. Hier war der augenscheinliche Nachweis geliefert, daß wirklich mehrere solcher nebeneinander bestanden hatten, mindestens ein Duzend oder mehr. Und sehr erfreulich war auch, daß mehrere dieser Alphabete in allen Hauptsachen mit den praktischen Belegen einer anderen als der gewöhnlichen Runenschrift stimmten, welche bis dahin dem Antiquar so viel Kopfzerbrechen verursacht hatten. Jetzt konnte man wenigstens sagen, daß diese oder jene Rune nach dem in den geschriebenen Alphabeten gewöhnlich beigefügten Schlüssel dieser oder jener lateinischen Buchstaben, b, c oder d bezeichne.

Jetzt wurde man auch erst im Zusammenhang darauf aufmerksam, daß sich auch in älteren deutschen d. h. in Deutschland geschriebenen Handschriften, namentlich solchen, die aus St. Gallen stammten, ähnliche Runenalphabete wie die in den angelsächsischen Handschriften, zum Theil mit denselben Namen für die einzelnen Buchstaben vorfanden, denn daß die Namen fehe, uur, dorn, oos, rat, die eine deutsche Handschrift enthielt, nichts weiter als das feoh, ur, thorn, os, rad einer andern in England geschriebenen sei, war bei der völligen Identität der so benannten Zeichen nicht zu verkennen.

Es fragte sich nun aber: welcher Sprache gehörten diese Alphabete an? Sie stimmten in sehr vielen Buchstaben sehr genau mit den traditionell bekannten gewöhnlichen nordischen Runen, deren Bedeutung und Erklärung

als gesichert gelten konnte, in anderen schienen sie ebenso sehr unter sich selbst wie von diesen abzuweichen. Namentlich enthielten sie zuweilen fünf, oft aber auch acht, neun, ja manchmal gar eine noch größere Zahl von Buchstaben, die sich unter den meist auf sechszehn beschränkten Zeichen der anderen gar nicht fanden. Einige darunter schienen an lateinische, andere an griechische Lettern zu erinnern, ja die fruchtbare Phantasie jener Zeit griff kecken Muthes in alle möglichen anderen Alphabete und versuchte sich in den seltsamsten Conjecturen, um diese Fremdlinge heimzuweisen. Denn selbstverständlich blieb immer stillschweigend oder ausgesprochen die Annahme bestehen, daß jene leicht lesbaren und deutbaren sechszehn Zeichen der meisten Runeninschriften das wahre, eigentliche Runenalphabet darstellten und alles was mehr oder anders als in ihm sich fände, nur Depravation oder Degeneration sei.

So lange man an dieser Hypothese festhielt, mußte man durch einen weiteren sehr natürlichen Trugschluß auch dazu verleitet werden, die Sprache, welche durch jene ausführlicheren Runenalphabete überliefert wurde, für dieselbe wie die der bekannten und richtig erklärten Inschriften in dem kürzern Alphabete zu halten. Diese war altnordisch in den verschiedensten Variationen des Ortes und der Zeit und der größeren oder geringeren Gewandtheit des Schreibers in der Literatursprache seines Volks. Auf solche unwichtig scheinende und genau beobachtete Varietäten achtete man begreiflich im 17. und 18. Jahrhundert noch sehr wenig, und in der Hauptsache kam allerdings auch nicht viel darauf an. Aber als man nun die Probe machte, einige in Scandinavien namentlich aber auch einige in England gefundene Inschriften des ausführlicheren Alphabets schlechtweg aus der altnordischen Sprache zu erklären, da zeigte sich bald, daß die willkürlichsten Hypothesen über den Werth und die Bedeutung nicht bloß der im kürzeren Alphabete fehlenden Zeichen, sondern auch der in diesem nach ihrer Geltung wohl bekannten und erprobten doch nicht ausreichten, um einen Sinn herauszubringen, welcher nur einigermaßen befriedigen und weiteren Schlüssen zur Grundlage dienen konnte. Daher denn auch bald die schärfsten Controversen und größten Raubalgereien sich an diesen harmlosen Denkmälern einer in tausendjährigem Grabesfrieden ruhenden Vorzeit als üppig wuchernde Schlingpflanzen emporrankten, ohne zu ihrem Schmucke und was noch schlimmer war, ohne zu ihrem Verständniß auch nur das mindeste beizutragen.

Da einmal eine Bresche in die feste Mauer der altbekannten sechszehn Buchstaben geschossen war, so mußte sich diese durch den natürlichen Lauf der Dinge, die hornirte Rechthaberei, die Eitelkeit und den engen Gesichtskreis jener angeblich Sachverständigen, welche eben deshalb von keiner innern,

im Gegenstande selbst liegenden Grenze den Flug ihrer Phantasie beschränken ließen, so erweitern, daß das ganze Gebäude der Runenlehre zusammenzustürzen drohte. Ein nüchterner und gewissenhafter Alterthumsforscher in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts durfte, ohne seinerseits etwas bewußt paradoxes sagen zu wollen, füglich wagen, alle Runen sammt und sonders für bloßes absichtliches Nachwerk, für einen gelehrten Betrug zu erklären. Aus dem Stande der damaligen Wissenschaft mußte man ihm die Widerlegung schuldig bleiben, wenn man in dem blinden Eifer, in den man hingerathen war, überhaupt noch die Fähigkeit behalten hatte, solche Einwürfe zu verstehen. Wo damals irgend in Europa ein muthmaßlich mehrere hundert oder gar tausend Jahre alter Stein oder ein rohes Erzeugniß frühmittelalterlichen plastischen Dranges auftauchte, das an irgend einer Stelle irgend welche Kritzeln und Einkerbungen zeigte, da hatte man auch schon wieder eine neue Runeninschrift entdeckt, die von dem Entdecker und seinen guten Freunden flugs gelesen und erklärt, von allen anderen dagegen aufs unbarmherzigste zerplückt und zerrissen, natürlich aber von jedem einzelnen wieder in seiner Weise erklärt wurde — bis auch nicht ein Buchstabe des andrerseits als unfehlbar verkündeten Ergebnisses übrig blieb. Da man nun noch gar auf die ingeniöse Entdeckung gestoßen war, daß es Runen geben könne, welche bloß aus einzelnen willkürlich gestellten Strichen beständen — also eigentlich Runen, die keine Runen sind, so war es nicht wohl möglich, daß die Confusion noch ärger werden konnte.

Es ist das Verdienst eines deutschen Forschers, diesem Unfug ein Ende gemacht zu haben, d. h. was man Ende machen im höheren Sinne nennt. Denn jeder innerlich bestiegte Irrthum hat noch immer das Vermögen, sein äußeres Dasein fortzustricken und sich je nach Gelegenheit noch anmaßlicher als zuvor, wo er in seiner Naivetät vegetirte, zu gebärden. Im Jahre 1826 erschien in sehr unscheinbarem Octav, auf sehr grauem Papier, mit sehr altmodischen Lettern gedruckt, ein Buch mit dem gleichfalls sehr unscheinbaren Titel „Ueber deutsche Runen“ von Wilhelm Carl Grimm. Es war die erste größere selbständige Arbeit, welche der an Jahren etwas jüngere, an geistiger Potenz ebenbürtige, nur nach anderer Seite hin begabte Bruder des Schöpfers der deutschen Grammatik, des damals schon als Meister in seinem Fache anerkannten Jacob Grimm erscheinen ließ. Sie zeichnete sich durch alle die dem Verfasser eigenthümlich gebliebenen Vorzüge aus, ein stilles, liebevolles Versenken des Auges in den Gegenstand, eine unbegrenzte Hingabe an das allertrockenste Detail, ein ruhiges und klares Urtheil, das in der schonendsten Form allen bloßen Einbildungen und Hypothesen der anderen nicht sowohl widerlegte als vielmehr wie Seifenblasen in der klaren glänzenden Luft des Verstandes zerfliegen ließ. Es bleibt für immer bewunderungs-

würdig, mit welcher Selbstbeschränkung und Selbstentäußerung ein so reich angelegter Geist es sich gefallen ließ, auf ein Feld hinauszusteigen, das selbst im besten Falle nur sehr mäßige Ernte verhiess. Der ungestüme ältere Bruder wäre, wie er es ja selbst oft, und zuletzt in dem herrlichen Nachruf auf den vorangegangenen Wilhelm aussprach, dessen nicht fähig gewesen. Wenn er arbeitete, wollte er auch sehen, was herauskam. Großartig, ja einzig wie seine Kraft war, sollten auch die Ergebnisse sein, und sie sind es ohne Zweifel; aber der genügsamere Meister soll daneben so wenig unterschätzt werden, wie jene griechischen Bildner, welche die Wunder ihrer genialen Kunstbegabung auf Gemmen von oft nur wenigen Linien im Durchmesser einzuritzen verstanden, neben einem Phidias und Praxiteles unterschätzt werden dürfen.

Vieles an dem Buche über deutsche Runen ist jetzt antiquirt. Das Material, welches Wilhelm Grimm benutzen durfte, hat sich zum Theil als abgeschmackte Fiction oder zum anderen Theil als unzuverlässig erwiesen. Die von ihm versuchten Erklärungen werden jetzt meist ignoriert, nicht als ob wirklich absolut richtige gefunden wären, sondern weil es leicht ist, ihre Mängel zu erkennen und Niemand so leicht die Selbstentäußerung des Meisters besitzt, sich damit einstweilen zu begnügen. Jeder fühlt sich vielmehr moralisch verpflichtet, etwas „besseres“ als positive Zugabe zu bringen, schon weil er es mit der lebenswürdigen Selbstschätzung nicht vereinbaren kann, zu begreifen, daß die Wissenschaft bereits an dem alten Schutte genug hat und nicht noch neuer Zufuhr bedarf. Aber in der Hauptsache ist alles richtig gesehen, namentlich was das Verhältniß der beiden Gruppen von Runenalphabeten zu einander betrifft. Wilhelm Grimm erkannte die ursprüngliche Identität beider sowie ihren Ausgang von einer gemeinsamen Grundlage, und das war vorerst schon genug. Denn bis dahin galt es als ausgemacht, daß das kürzere das ältere oder ursprünglichere sei — einfach deshalb, weil man es für natürlicher hielt, daß neue Zeichen hinzuerfunden, als daß vorhandene später weggelassen worden seien. Er sprach es ferner mit Bestimmtheit aus, daß die Denkmäler des kürzeren Alphabets, soweit sie wirklich untadelhaft erklärt seien, der altnordischen Literatur angehörten, aber auch, daß jene ausführlicheren Alphabete keineswegs in Skandinavien ihre Heimath zu haben brauchten. Und in diesem Sinne erhielt der Titel seines Buches noch eine besondere, vielleicht gar nicht beabsichtigte Prägnanz. Denn wahrscheinlich ist es nicht anders gemeint wie seines Bruders „deutsche Grammatik“: es sollte damit ein einheimisches Wort an die Stelle des zopfiggelehrten Germanisch gesetzt werden, und dafür bot sich, wie in der Vorrede zu eben dieser deutschen Grammatik so schön und sinnig auseinandergesetzt ist, von selbst das Wort „Deutsch“. Aber indem Wilhelm Grimm darauf hindeutete, daß wir

vielleicht in einem der uns hauptsächlich überlieferten ausführlicheren Alphabete, in dem sogenannten Markomannischen oder Nordmannischen des Praebanus Maurus das Uralphabet besäßen, aus welchem die angelsächsischen sämmtlich abgeleitet werden möchten, war zum erstenmale klar und bestimmt erkannt, daß nicht in dem skandinavischen Norden allein die Heimath der Runen zu suchen sei, sondern auch in Deutschland. Wie die Sachsen von der Elbe her ihre deutsche Sprache einst mit hinüber nach Britannien genommen und dort nichts weiter daran verändert hatten, als was sich von selbst an einer lebendigen Sprache verändert, so war auch die Schrift für diese Sprache etwas schon uralt gegebenes. Wenn aber erst die Zusammengehörigkeit dieser Runenschrift mit der Sprache des Volkes, unter dem sie im Gebrauche war, fest ins Auge gefaßt wurde, war der größte Fortschritt, der in der Runenkunde überhaupt gemacht werden konnte, gethan. Seit Jacob Grimms deutsche Grammatik erschienen war, wenn auch nur in ihrer ersten gleichsam andeutenden Gestalt von 1819, gehörte allerdings nur die genaue Bekanntschaft mit diesem Buche dazu, um über das Verhältniß des Angelsächsischen zu anderen deutschen Sprachen klar zu sehen. Bis dahin hatte auch in diesem Punkte Confusion geherrscht, wie in allen Dingen, die sich auf das genealogische Verhältniß der einzelnen Aeste des deutschen Sprachstammes bezogen. Die Engländer selbst zwar hatten einst in einer für ihre Alterthumskunde fruchtbareren Zeit, als die der ersten Hälfte oder des ersten Drittels unseres Jahrhunderts gewesen ist, in der Periode der Franz, Junius, Hickes und Wanley hierüber im ganzen richtig geurtheilt, wenn auch im einzelnen Manches im Nebel polyhistorischer Kritiklosigkeit eine wunderlich verschobene Gestalt angenommen hatte. Die nächste Zusammengehörigkeit, ja die völlige Identität ihrer eigenen alten Sprache, der angelsächsischen, mit der altdeutschen, nach dem damaligen engen Begriff, den man mit diesem Ausdrucke verband, Gothisch, Althochdeutsch, auch das wenige was man vom Altniederdeutschen wußte umfassend — stand für sie fest. Aber seitdem war diese in der Hauptsache richtige Einsicht sehr verdunkelt worden, zum großen Theil durch die systematische Propaganda, welche die skandinavischen Gelehrten für die Supermatie ihrer altnordischen Sprache in Scene setzten. War es ja noch wenige Jahre vor dem Erscheinen der deutschen Grammatik (1815) möglich, daß der Kopenhagener Thorkelin den ersten Druck des angelsächsischen großen Volksepos, das Beowulf, unter folgendem Titel erscheinen lassen konnte: *De Danorum rebus gestis secul. III et IV poema Danicum dialecto Anglosaxonica*. Wie zu erwarten war, stand freilich das Ergebniß in richtigem Verhältniß zu dem eingenommenen Standpunkt, denn fast jedes Wort des Textes mußte sich, um dänisch zu werden, die wunderbarlichsten, oft geradezu abenteuerlichen Verrenkungen und Entstellungen gefallen lassen. Und bis

zum heutigen Tage ist — man sollte es kaum für möglich halten — diese abgeschmackte Fälschung des wissenschaftlichen Thatbestandes, die alle Grundsätze des Denkens und Forschens verhöhnt, noch nicht ganz überwunden, nicht einmal in England selbst, geschweige denn unter den patriotischen Scandinaviern. Noch immer wird versucht, wenigstens eine spätere engere Beziehung des Angelsächsischen zum Dänischen d. h. zu der Altiisländischen Búchersprache, die während einiger Jahrhunderte auch auf den dänischen Inseln als Schriftsprache angewandt wurde, nachzuweisen. Besonders in den letzten Decennien, wo unsere deutschen schüchternen Versuche, uns Recht gegen unsere frechen und bössartigen Bettern nördlich von der Königsbau zu verschaffen, in England so sehr viel böses Blut erregten, ist Thorkelin und seines Gleichen dort beinahe wieder zu Ehren gekommen. Doch hat auch auf diesem abgelegenen Gebiete der Wissenschaft die neueste Wendung im Großleben der deutschen Nation den Horizont etwas geklärt und man bequemt sich in England, wenn auch mit unterdrücktem Aerger wieder zu der einst schon allgemein giltigen Ansicht, daß weder der Ursprung des englischen Volkes noch der der englischen Sprache aus dem skandinavisch-germanischen Element abzuleiten sei, sondern daß beide, wie anderswo jedes Kind weiß, aus Deutschland importirt seien.

Wo man an einer in sich so nichtigen oder geradezu lächerlichen Fiction festhielt, mußte man natürlicherweise auch in allen und jeden Runendekmalern, welche sich des ausführlicheren Alphabets bedienten, nordische Sprache wittern. Der Schluß, wodurch man dies zu begründen suchte, ist freilich von kindlicher Naivetät. Man sagte, da diese ausführlicheren Alphabete alle aus angelsächsischer Quelle stammten, so würden sie auch unzweifelhaft dieselbe Sprache wie in ihrer Heimath auszudrücken berufen gewesen sein. Nun verstehe es sich aber von selbst, daß alle Runeninschriften auf Steinen, Waffen und Geräthen, die sich in England gefunden, von Scandinaviern herrührten, folglich auch in skandinavischer Sprache verfaßt seien. Höchstens hätten sich diese Scandinavier in etwas dem Localdialect anbequemt, also das famose „Anglodänisch“ gesprochen und geschrieben, und gerade daraus erkläre sich auch, weswegen sie zu ihrem echten Alphabete, jenem kürzeren von 16 Buchstaben, wie es im Norden allgemein herrschte, noch ein paar Zeichen mehr willkürlich zugefügt hätten.

Es ist eine beinahe unbegreifliche, aber doch jeden Tag von Neuem bestätigte Thatsache, daß man sich im Norden mit einem so erbärmlichen Flickwerk von Halbwahrheiten und großen Aufschlüssen bis heute im wesentlichen begnügt und alle neuen Runenfunde auf dieses Prokrustesbett zu zwingen versucht. Auch in England hat man sich, wie das Prachtwerk von George Stephens zeigt, dessen 1. Band 1865 erschienen ist, *The Old Northern Runic Monuments of Scandinavia and England*, noch nicht daran emancipirt,

während man für die angelsächsische Literatur- und Volkssprache das richtige Sachverhältniß allmählich zu begreifen sich herbeiläßt. Denn schon der Titel spiegelt dieselbe Confusion, welche einst Thorkelins Beowulf zur Schau trug. Zur Entschuldigung nicht, aber zur Erklärung läßt sich nun sagen, daß sich allerdings auf englischem Boden eine große Menge von Runensteinen findet, welche unzweifelhaft skandinavischen Ursprungs sind. Sie gehören jenen Seeräubern und Nordbrennern an, welche vom 9. bis 14. Jahrhundert die Küsten und das Innere von England durchschwärmten. Sie haben bekanntlich hie und da auch einmal eine dauernde Ansiedelung in England wie in Irland, Schottland oder in der Normandie versucht und dort wie in der Heimath ihre Grabstätten mit Gedenksteinen in ihrer Sprache bezeichnet.

So dauerte es länger als wir hätten erwarten sollen, bis die rechte von Wilhelm Grimm gewiesene Bahn auch wirklich betreten wurde. Neben der anmaßlichen und hochmüthigen Miene der Unfehlbarkeit bei den angeblichen Kennern, welche immer und allenthalben, namentlich aber in Deutschland zu imponiren pflegt, kam auch noch etwas anderes in Betracht, um einen lebhafteren Fortschritt zu hindern. Es gab bis in die neueste Zeit sehr wenig authentische Denkmale irgend welcher Art, auf denen sich jene ausführlicheren Alphabete, oder eins von ihnen, angewandt zeigten. Aus den bloßen Alphabeten mit nebengesetzten Buchstabennamen, wie sie angelsächsische und deutsche Handschriften gewährten, war nicht viel oder einstweilen gar nichts zu entnehmen. Das schlimmste war, daß sich in Deutschland oder im Bereiche derjenigen Länder, in welchen meist Deutsche — Gothen, Burgunder, Vandalen, Gepiden und wie die anderen großen spurlos zu Grabe gegangenen Stämme heißen mögen — gewohnt hatten, kein einziges Runendenkmal finden wollte. Selbstverständlich erhielt dadurch der eitle Wahn des Skandinavismus oder der Kopenhagener Clique der „Antiquaires du Nord“ wie sie sich mit gewohnter Bescheidenheit taufte, stets neue Nahrung. Im Norden wurden von Jahr zu Jahr immer häufiger Runen entdeckt und zwar auch allmählich immer mehr solche, auf denen das ausführlichere Alphabet angewandt war, in Deutschland wollte sich nichts dergleichen finden, und so ließ sich wenigstens in den Augen des gewöhnlichen Hausens nicht viel gegen den mit immer neuen Formeln wieder aufgewärmten Schluß einwenden, daß alle Runen sowohl nach Schrift wie Sprache nordischen Ursprungs seien. Erst in den letzten Decennien ist es gelungen, auch außerhalb des skandinavischen Bodens und Englands, das aus den vorhin dargestellten Motiven einstweilen nichts über die ganze Frage entschied, immer zahlreichere und in ihrer Reichtigkeit unantastbare Funde zu machen. Schon länger kannte man eine Anzahl von Goldmünzen, wie man sie einstweilen nennen möge, von rohestem Gepräge, als Brakteaten d. h. bloß auf einer Seite mit Bildwerk und Schrift

versehen und dadurch concav oder schüsselförmig gestaltet, während sie auf der convexen Außenseite nur das nackte Metall zeigen. Sie hatten sich theils in Skandinavien, theils auch in verschiedenen norddeutschen Ländern gefunden und waren meist ins Kopenhagner Museum gewandert, wo sie natürlich als kräftige Beweismittel für die dort allein geduldete Theorie über den „ausschließlich nordischen Charakter aller Runen“ gelten mußten. Denn ihre Inschriften, die eben jenen angeblich angelsächsischen Runentypus trugen, waren von den Weisen des Landes alle entziffert und erklärt und als echt nordisch befunden. Wollte ein schüchtern deutscher Forscher einmal ein solches Kleinod in die Hand nehmen, so wußte man ihm mit der landesüblichen geschmeidigen Höflichkeit Sand in die Augen zu streuen und seinen Zweck zu vereiteln. Zum Glück sind späterhin aber doch noch einige gleichartige Stücke in Deutschland aufgetaucht und daselbst geblieben und allmählich auch die meisten der im Norden gefundenen oder dorthin verkauften durch genügende Abbildungen allgemein zugänglich gemacht worden. Denn die Sucht mit ihren Schätzen zu renommiren hat, wie es scheint, endlich auch die nationalen „Empfindlichkeiten“ der Dänen überwunden, welche begreiflicher Weise bei jedem andern Deutungsversuche aufs höchste gereizt werden mußten.

Aus diesem Material hat sich der erste große positive Fortschritt ergeben, und es ist das Verdienst von Franz Dietrich in Marburg, ihn kühn und kräftig gethan zu haben, nachdem schon andere deutsche Forscher vor ihm, namentlich Müllenhoff im einzelnen Fall das richtige gesehen hatten. Dietrich wies nach, daß alle bis jetzt bekannten, Runen tragenden Goldbracteaten gleichen Ursprungs, aus einer gemeinsame Prägestätte hervorgegangen seien, daß das Alphabet ihrer Runen im wesentlichen ein und dasselbe sei und daß es eine viel alterthümlichere Gestaltung habe nicht bloß als das kürzere gewöhnliche nordische, sondern auch als jene ausführlicheren, die man nach ihrem bisher häufigsten Vorkommen einstweilen noch angelsächsisch nennen mag. Die Sprache zeigt sich durchweg als ein und dieselbe, natürlich als eine germanische, aber so weit als möglich von dem skandinavischen oder altnordischen Typus entfernt. Sie trägt alle wesentlichen Eigenthümlichkeiten des continental Germanischen oder Deutschen im engeren Sinne, ist also z. B. auch nicht gothisch oder angelsächsisch, obgleich mit dem einen wie mit dem andern viel näher verwandt als mit dem altnordischen. So weit unsere exacte Sprachgeschichtsforschung über das weitere Aufschluß geben kann, läßt sich nur sagen, daß es eine Mundart gewesen sein muß, die älter ist, als alle die, welche wir in germanischen Schriftdenkmälern, die gothischen ausgenommen, kennen, also wenn weit herabgerückt, dem sechsten oder siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehörig. Eine Grenze nach rückwärts

hin läßt sich aber nicht einmal mit annähernder Sicherheit bestimmen. Mag nun in der Deutung jeder einzelnen dieser fünf und fünfzig Runeninschriften manches noch billigem Zweifel unterliegen, so sind doch diese einstweilen gewonnenen sichereren Resultate von geradezu durchschlagender Wichtigkeit. Schon damit war das ganze Gebäude der skandinavischen Präntension nicht bloß erschütteret, sondern über den Haufen geworfen.

Aber wie ein Fund andere nach sich zu ziehen pflegt, so tauchten noch andere Runen an den verschiedensten Orten auf, von denen einige, wie die sogenannten normannischen, sich zwar bald genug als lächerliche Betrügereien enthüllten, die meisten aber in die Reihe der wichtigsten Denkmäler unserer Vorzeit treten durften. So jener schwere Goldring aus der Walachei, jetzt in Museum zu Bukarest, dessen Entzifferung Wilhelm Grimm ziemlich am Ende seiner Tage und länger als ein Menschenalter nach seinem ersten Auslauf auf dieses klippenreiche Meer noch vergönnt war, so jener überschwänglich reiche Schatz von Goldgefäßen aller Art, wahrscheinlich der Hort eines gepidischen Königs, der im Banat zum Vorschein kam und sich jetzt in Wien befindet, so die Spange von Charnay in Burgund, welche zwar schon 1832 gefunden ist, deren Runen aber, wie begreiflich, viele Jahre ganz übersehen worden waren; außerdem noch eine Anzahl anderer Spangen, Thonscheiben, Becher u. s. w. aus allen Theilen von Deutschland, namentlich aus Süddeutschland, wo man am allerwenigsten auf solche zu stoßen gefaßt war, — hatte man sich doch von den kopenhagener Meistern einreden lassen, Runen könnten überhaupt nur da gefunden werden, wo Skandinavier auf ihren Beutezügen oder als Ansiedler hingekommen seien. Der letzte Fund und in mancher Hinsicht der interessanteste stammt aus der Mark Brandenburg und zwar recht aus ihrer Mitte, zwischen Berlin und Frankfurt. Es ist eine „Speerspitze“ von trefflicher Erhaltung, vielleicht mit den schönsten und deutlichsten Runen, die sich überhaupt finden. Doch giebt sich später bessere Gelegenheit darauf einzugehen. Kein Zweifel, daß jeder Tag neues bringen kann, denn jetzt ist das Auge vieler dafür erschlossen und was noch mehr ist, der Glaube, daß mit den Runen nicht bloß wissenschaftlicher Schwindel getrieben werde, hat sich, seitdem gediegene und gewissenhafte deutsche Forschung sich des Gegenstandes angenommen, wieder befestigen können. Denn es gab allerdings eine Periode und sie existirt für die gesammte von allen Scandinaviern ohne Ausnahme noch heute betriebene Runenlesung bis zu dieser Stunde, wo man es keinem verargen konnte, wenn er seine Kraft und Zeit nicht an eine so hohle Aufgabe wegwerfen wollte.

Das allgemeine feststehende Ergebnis aller dieser glücklichen Entdeckungen läßt sich nun kurz dahin formuliren, daß es, wie schon auf dem enger begrenzten Gebiete der Runenbracteaten sich herausgestellt hat, in den ver-

schiedensten und entlegensten Theilen der von deutschen Völkern einst und später bewohnten Länder eine im wesentlichen einheitliche Schrift gab, welche zu den verschiedensten Zwecken oder vielmehr auf den verschiedenartigsten Gegenständen im Wesentlichen überall nach gleichen Grundsätzen angewendet wurde. Bei allen Abweichungen im Einzelnen, wie sie die Unterschiede der Zeiten, (worüber uns die Denkmäler selbst am meisten sagen, denn Niemand kann ergründen, ob ein metallenes Gefäß 1500 oder 2500 Jahre in der Erde gelegen), die Verschiedenheit des Landes — (von Burgund bis zum Banat oder zur Donaumündung ist einstweilen weit genug —) die Verschiedenartigkeit der Stämme — (es sind später Hochdeutsche, Niederdeutsche, Ostdeutsche d. h. gothisch-burgundische auf gleiche Weise vertreten, nur die eigentlichen Franken fehlen bis jetzt —) nothwendig mit sich bringen mußte, namentlich wenn man sich eine lebendige Vorstellung macht von der Tiefe und Allseitigkeit des weltgeschichtlichen Auflösungsprozesses unseres Urvolks, den wir so schlankweg Völkerwanderung nennen, — bleibt wie überall und in allen Evolutionen des deutschen Wesens von der Urzeit bis jetzt die strenge Identität, das feste Lebensband, das auch das Schriftenthum unseres Volkes trotz seiner Zersplitterung vor einer Versplitterung bewahrte, im höchsten Grade merkwürdig.

Alle diese bis jetzt entdeckten Runen gehören, dieß steht gleichfalls fest, der heidnischen Zeit unseres Volkes an: damit ist eine gewisse, aber freilich sehr allgemeine und schwere chronologische Bestimmung gewonnen. Sie ist indessen negativ doch von großem Belange, denn es folgt schon daraus — aber nicht daraus allein — unumstößlich, daß auch ihre möglichst jüngsten Denkmäler noch älter sein müssen als die ältesten in jenem eigentlich skandinavischen Alphabet der 16 Runen. Selbst die stärkste Phantasie der Dänen hat es nicht gewagt, irgend ein Denkmal dieser letzten Art für älter als das 9. Jahrhundert auszugeben und die ältesten auch für andere wissenschaftliche Gewissen mit einiger Sicherheit chronologisch zu fixirenden stammen aus dem Ende des 9. und Anfang des 10. Jahrhunderts. Damit ist ausgesprochen, daß das ausführliche Runenalphabet in seiner Anwendung nur auf den älteren Denkmälern, das kürzere nur auf den jüngeren sich findet, aber es ist streng genommen noch nicht bewiesen, daß das eine oder das andere auch seiner Entstehung nach älter oder jünger sei.

Die überwiegende Anzahl aller dieser älteren Runen gehört, wie die der Goldbracteaten, einer Sprache oder einer Sprachengruppe an, deren völlige Verschiedenheit von der skandinavischen und Zugehörigkeit zu der continentalen nur derjenige leugnen kann, für den, wie freilich für die meisten skandinavischen und englischen Antiquare, Jacob Grimm seine Grammatik niemals geschrieben hat, jenes Buch, das ein Engländer eine der bewunderungswür-

bigsten Schöpfungen des menschlichen Geistes hat nennen müssen. Die Inschriften sind meist zu kurz und das System der Orthographie, begreiflich in den Händen der Verfertiger, doch wohl meist Unfreier, vielleicht größtentheils fremder auf deutschen Boden geschleppter Gefangener, meist so naiv oder corrupt, daß sich das freiere Gepräge der Sprachformen, wie sie jedem deutschen Stamme eigenthümlich sich gestalteten, nur selten erkennen läßt. Daher ist in dieser Hinsicht der Erklärung noch durchaus keine genügende Basis gegeben, wozu auch noch kommt, daß wir es muthmaßlich mit Sprachformen zu thun haben, die älter sind als diejenigen, welche uns in unseren gewöhnlichen schriftlichen Denkmälern — mit Ausnahme der gothischen — überliefert worden sind. Es wäre nicht undenkbar, daß vieles, was aus der Zeit der literarischen Zeugnisse unserer Sprache zur durchgreifenden Charakteristik gewisser deutscher Mundarten gehört, z. B. das z für t, das d für th bei den Oberdeutschen im Gegensatz zu allen andern deutschen Stämmen, damals noch nicht durchgedrungen wäre oder vielleicht auch in dem einmal feststehenden, für ein älteres Lautsystem eingerichteten Alphabet keinen adäquaten Ausdruck gefunden hätte. Eben deshalb wäre es sehr ungerecht, schon jetzt etwa solche Forderungen an die absolute Richtigkeit und Zuverlässigkeit der Erklärung bis auf jedes Strichelchen und Pünktchen zu erheben, wie wir sie mit vollem Rechte unsern gothischen Codices gegenüber nicht bloß erheben, sondern auch durchführen. Sind ja doch schon jene kurz zusammengedrängten Resultate wichtig genug. Heiße man sie immerhin mehr negativ als positiv: es bleibt schon sehr viel, wenn es auch nur etwas negatives ist, wenn ein ganzer Knäuel von Confusion, ein wahrer gordischer Knoten von Dünkel, Halbwissereien und literarischem Schwindel mit dem blanken Schwerte echter Wissenschaft durchhauen wird. Lassen wir denen, die ihr bißchen Geisteskraft darauf verwandten, um ihn zu benutzen, das Vergnügen, die große That zu bemäkeln und zu bemängeln. Sie wird wie jede andere fortzeugend immer größere gebären und wenn wir erst statt etwa hundert, wie heute, drei-, vierhundert solcher Inschriften vor uns haben, wird sich ein anderes Wort über jede einzelne reden lassen. Es kann aber auch nicht fehlen, daß sehr bald eine größere Zahl zu Tage kommt, nachdem einmal das Vorurtheil, daß es in Deutschland selbst gar keine Runen geben könne, glänzend widerlegt ist.

Selbst in unseren Localsammlungen „vaterländischer Alterthümer“, in diesen meist sehr unerquicklichen Kumpelkammern alter Scherben von Urnen, Töpfen, Schalen, Bruchstücken von Waffen, Feßen von Gewandstücken u. wird sich, wenn nur erst das Auge des wirklichen Forschers nicht mehr, wie es das bisher mit einigem Rechte durfte, vornehm an diesen stummen Resten — so hat sie Jacob Grimm genannt — vorüber geht, sehr viel von wirklich lebendigen, klingenden Werthen finden. Auch nimmt die systematische wie

die zufällige Durchwühlung des Bodens immer größere Dimensionen an und ihre Ergebnisse werden je länger je weniger dem Ungeschick oder der Rohheit der Karst und Hacke führender Faust Preis gegeben. —

Einstweilen läßt sich aber doch schon mancher schöne positive Gewinn aus dem bisher entdeckten zu Nutzen einer deutlichen und lebhaften Vorstellung von dem wirklichen Bilde unseres Alterthums herausziehen, auch wenn die wissenschaftliche Akrilie unserer Nation gegen die Worterklärung der einzelnen Runeninchrift noch gerechtfertigte Zweifel hegt. Wir wollen aus dem reichlich von allen Seiten herandringenden Vorrath ein Beispiel herausziehen. Da liegt die Speerspitze mit Runeninchrift aus der Mark Brandenburg vor uns, die schon erwähnt wurde. Welche Wunder der germanische Speer, die furchtbare Framea ausgerichtet, davon wissen Römer und Griechen genugsam zu erzählen, aber wie ein solcher ausgesehen hat, ließ sich mit der Präcision, wie sie unsere hochgespannte Wissenschaftlichkeit verlangt, nicht ermitteln. Hier sehen wir das verhältnißmäßig d. h. im Vergleich mit den massiven Waffen der Römer, dünne, schwächliche Eisen, gerade wie es Tacitus in seiner kurzen Art schildert. Es kann, wie jeder Blick sieht, nur einen schwachen, kurzen Schaft gehabt haben und der Speernagel an dem es befestigt war, sitzt noch in seinem Ringe, das Holz selber ist natürlich verschwunden. Eine solche Waffe konnte man schon deshalb zum Wurf, zum Stoß, zum Hieb auf gleiche Weise brauchen, gerade wie die Römer es schildern. Das wird noch deutlicher, wenn wir uns die Construction des Eisens ansehen. Es ist pfeilsförmig, möchte man sagen, mit einem hohen Bügel in der Mitte geschmiedet, an den Seiten ebenso schneidig wie an der Spitze. Wehe dem römischen Hals oder Nacken, auf den es aus der Faust eines Deutschen niedersank! — Ueberdies ist es auch unübertreffliche Schmiedearbeit und wir begreifen, daß Wieland der Schmied zu den Göttergestalten unserer Ahnen gehörte: er hat seine Gläubigen eine gute Kunst gelehrt.

Aber wir sehen noch viel mehr: die Spitze und der Eisenring, der das Schaftende einst umspannte, ist über und über mit seltsamen, aber uns ganz eigenthümlich anheimelnden Spiralen und Punkten verziert. Auch für die Kunstgeschichte wäre hier manches merkwürdige zu lernen, doch das ist es nicht, worauf es uns jetzt ankommt. Diese Zieraten sind erst mit dem Meißel in das Eisen eingegraben und dann mit einer Emaille von feinem Silber ausgegossen, alles zierlich und sauber und von wirklich anmuthiger Wirkung. Aber seltsamer Weise ist das Silber hier und da wie in großen Tropfen zusammengeronnen. Keine andere Gewalt als die des Feuers, in welchem unsere Framea einst gelegen, kann dieß bewirkt haben. Noch seltsamer ist aber, daß diese Tropfen nicht nach der natürlichen Abdachung der Lanzenspitze, also nach vorne geflossen sind, sondern gegen alle Geseze der Physik rückwärts, gleichsam bergan.

Auch das Eisen selbst zeigt deutliche Feuer Spuren, aber auch nur unten am Schaft, nicht oben an der Spitze. Daraus wird nicht phantastirt, sondern mit mathematischer Sicherheit folgendes geschlossen: Die Lanze stand aufrecht, als sie das Feuer erfaßte. Sie ist aber nicht allein von ihm erfaßt worden. Trümmer anderer Waffen und Geräthschaften, vielleicht auch Reste menschlicher Asche zeigen, daß hier ein Leichenbrand stattgefunden hat und zwar einer der seltenen und besonders ehrenvollen Art, wo der Todte stehend verbrannt wurde. So ist es dem göttergleichen Besieger des Grendel und des feuerspeienden Drachen, dem Goten Beowulf zu Theil geworden, wie der Dichter erzählt, und so sehen wir es nicht als poetische Fiction, sondern als schlichte Thatsache hier vor uns. Wer war aber dieser Todte? Jedenfalls ein deutscher Held, denn woher sonst die deutsche Inschrift auf seinem Speer und alles andere genau nach der Sitte unserer Vorzeit. Der Boden, den die Asche bedeckte, ist aber Jahrhunderte lang von Slaven besetzt gewesen, denn die Mark Brandenburg ist ja erst seit und durch Albrecht den Bären, den Rivalen Heinrichs des Stolzen und Heinrichs des Löwen, unserem Volke angewonnen worden. Der Todte muß also vor der Zeit, als der erste Slavenfuß diese Ebene betrat, verbrannt worden sein. Wir können nicht genau sagen, wann das war, nur soviel ist gewiß, es kann nicht später als bis zum 5., 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung geschehen sein. Aber alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es schon viel früher geschah. Denn der deutsche Nordosten scheint sich schon in den ersten Jahrhunderten, vielleicht in engem Zusammenhang mit dem gewaltigen Völkersturm an der Donau seit etwa dem Jahre 150, den man den Marcomannischen Krieg nennt, bedeutend geleert zu haben. Wenn die Slaven auch nicht sofort bei der Hand waren, sich in das unbehütete deutsche Land einzuschleichen, so waren sie gewiß auch nicht Jahrhunderte lang säumig. Nichts hindert uns in dem Träger dieser Lanze einen Zeitgenossen Marc Aurels oder des Septimius Severus zu vermuthen.

Und dies alles, wie uns scheint, wahrlich ein hübsches Stück culturgeschichtlicher Ausbeute, sagt uns doch nur die Runenschrift. Ohne sie wäre es eine Lanzenspitze, wie es deren tausende giebt, stumm und gleichgiltig, ein bloßer Tummelplatz müßiger Phantastereien, ebensogut für die Faust eines Slaven, wie eines Selten passend und je nach der Laune des Betrachters dem einen oder dem andern zugeeignet. Denn auch dieser abgeschmackte Pöppel ist noch nicht ganz von den Köpfen unserer Antiquare verschwunden, daß sie bei jedem Funde auf deutschem Boden immer zuerst an jede andere Möglichkeit als an die nächste, gleichsam von Ehre und Gewissen zusammen empfohlene denken, ein deutsches Geräth, eine deutsche Waffe, ein deutsches Grab vor sich zu haben.

Im Vergleich damit kommt uns wenig darauf an, ob die Deutung,

die von der so überaus schönen und lesbaren Inschrift durch den berufensten Kenner, Dietrich, gegeben wird, „Speer zermalme“ — unzweifelhaft dem Zwecke höchst angemessen — jedermann behagt. Daß wir hier urdeutsche Worte vor uns haben, bezweifelt Niemand, aber sie können auch ganz anders gelesen werden z. B. wanja oder aunja, wo ihr Sinn freilich ein anderer wäre: Ich siege oder ich erwarte Heil; er paßte auch dann zu der Waffe, die er weihen und gleichsam zu Lebenskraft beflügeln sollte, ebenso gut. Da wir hier in diesem Falle wenigstens Einmischungen unberufener Scandinavisten, Celtisten oder Slavisten nicht zu fürchten haben, so kann es vorläufig auf sich beruhen, ob wir unser kritisches Gewissen mit der einen oder der andern Deutung für befriedigt erachten. Da bei uns Deutschen namentlich in eigentlich deutschen Dingen so das Gewissen subtil zu sein gelernt hat, so wird es, wie wir glauben, noch einige Zeit dauern, bis es seine Bedenken überwindet, die aber die Sache selbst nicht schädigen.

Im Verhältniß zu der sprachlichen Erklärung der Runen, namentlich der einen Reihe derselben, welche dem ausführlicheren Alphabet angehört, bietet alles andere ein relativ geringeres Interesse dar. Aber doch gibt es auch hier noch manche Frage von Belang für unsere deutsche Alterthumskunde, für die Cultur- und Sittenzustände unserer ältesten Vorzeit, ja darüber hinaus aus dem Bereiche jenes allmählich erst aufdämmernden Gebietes, wo sich die später getrennten Ströme des Völkerlebens noch als Arme eines und desselben Flusses, ja vielleicht als eines und desselben Quellbaches darstellen.

Zunächst beschäftigt nicht bloß die gelehrte Neugierde, sondern den berechtigten Drang nach genetischem Verständniß culturgeschichtlicher Producte das Problem: woher denn diese Runen überhaupt stammen. Begreiflich ist dasselbe schon frühe und oft aufgestellt worden, zu einer Zeit, wo weder das positive Wissen noch die Schulung des Denkens zu einer genügenden Antwort ausreichte. Auch in diesem Momente ist die Frage viel leichter als die Antwort und dies mag auch der Grund sein, weshalb die erstere von den wirklich berufenen so selten ventilirt wird. Wilhelm Grimm hat noch mit völlig richtigem Tact jedes Eingehen darauf abgelehnt. Unterdessen aber haben die riesigen Fortschritte der allgemeinen Linguistik, mit welcher sich nothwendigerweise auch ganz neue Gesichtspunkte für die Paläographie, die hier zunächst in Betracht kommt, eröffneten, doch den Horizont etwas geklärt.

Es darf als sicher gelten, daß sämtliche Alphabete der Indogermanen von einem Uralphabet abstammen und daß dieses Uralphabet kein indogermanisches, sondern ein semitisches gewesen ist. Die mythische Tradition, die schon bei den Griechen dasselbe andeutete, kann jetzt zwar nicht durch datirte Documente, aber durch viel kräftigere aus dem Wesen des Alphabets oder aller dieser Alphabete zusammen und aus dem Wesen der

Sprache geschöpfte rationelle Beweise bestätigt und rectificirt werden. Sämmtliche indogermanische Alphabete enthalten nämlich, wenn man sie auf ihr wahres Verhältniß zu ihren speciellen Sprachen ansieht, eine Menge von Bestandtheilen, die für diese selbst ganz unwesentlich, ja theilweise ihrer Structur widersprechend sind. Das alles gehört aber gerade zum organischen Gefüge des Semitischen. Sämmtliche indogermanische Alphabete setzen in ihren Urgestalten eine Sprache als Grundlage voraus, in der nur Consonanten als feststehende Sprachelemente, aber keine Vocale vorhanden waren. Auch dies paßt nur für das Semitische, aber für keine der indogermanischen Sprachen in keiner Periode. Denn alle zusammen besitzen sogar Wurzeln d. h. vollständige Begriffswörter, die aus bloßen Vocalen bestehen. Auch ist es unmöglich, daß irgend ein menschlicher Geist die Abstractionskraft gehabt haben sollte, aus dem verschlungenen Urwald indogermanischer Lautbildung die einzelnen Grundtöne, eben die Buchstaben scharf und fest heraus zu lösen, während es sich bei dem trockenen, festen Gerippe der semitischen Wurzel- und Stammformen viel leichter thun läßt, obgleich hierzu noch immer die größte Gedankthat in der ganzen Geistesgeschichte der Menschheit nöthig war. Wo man sich diese buchstabenerfindenden Ursemiten zu denken habe, ob als Brüder und Vettern des Kadmus in Sidon und Tyrus, oder in der ältesten Metropole der Bildung in Babylon, das kann noch Niemand annähernd bestimmen.

Für uns ist es einstweilen genug zu wissen, das kein deutsches Gehirn im Stande gewesen ist, die Runen zu erfinden, wie ja auch unsere heidnischen Vorfahren in richtiger Bescheidenheit ihre Erfindung Niemand anderem, als dem höchsten aller Götter, dem deutschen Wodea, dem nordischen Odhin zuschrieben.

Aber wie ist dies semitische Alphabet unserem Alterthum zugekommen? Die Antwort fällt noch heute sehr buntscheckig aus. Einige wollen die Vermittelung der Griechen, andere die der Römer, noch andere gar die der kleinasiatischen Culturvölker beanspruchen. Mit ihnen allen sind unsere Vorfahren im intimen Handels- und Culturverkehr gestanden, und unmöglich wäre nicht, daß sie, wie so vieles andere, auch die Buchstaben von ihnen aufgenommen hätten. Aber es müßte sehr frühe geschehen sein, denn schon in dem ersten Jahrhundert war das Loosen mit Runen ein allgemein verbreiteter Gebrauch, den Tacitus genügsam beschreibt. Einfacher bleibt wohl die Annahme, daß wie die Sprache selbst so auch die Schrift schon von der gemeinsamen Urheimath aller Indogermanen stamme. So lange wir uns diese nach dem herkömmlichen Axiom, das eben keine bessere Begründung wie jedes andere Vorurtheil aufweisen kann, weit hinten im Osten, am Hindukusch oder Paropamisus denken oder vielmehr phantaisiren, ist

es allerdings unwahrscheinlich, daß schon in der Zeit des ungetrennten Daseins der Indogermanen ein so intimer Verkehr mit den weit davon im Westen wohnenden Semiten, namentlich mit Babylon stattgefunden habe, wie er zur Uebertragung des Alphabets nöthig war. Aber nichts hindert, vielmehr alles drängt dazu, diese Karopamisus-Hypothese aufzugeben und die Ursitze der Indogermanen und Semiten nahe an einander, vielleicht in das Quellland des Euphrat zu verlegen. Hat aber das Urvolk ein so unschätzbares Gut wie die Schrift besessen, so ist begreiflich, daß auch seine Auszügler dasselbe nicht daheim ließen.

Mag man nun vom Standpunkt der eigenen Forschung die eine oder die andere Annahme für die bessere oder minder bessere erklären —: Hypothese bleibt hier alles noch. Dagegen ist es schon nicht mehr Hypothese, sondern fester Gewinn der Wissenschaft, wenn wir die weitere Geschichte der Runen verfolgen. Wie das Uralphabet ein einziges war, so müssen natürlich auch die Einzelalphabete der Einzelvölker, die sich daraus ableiteten, ursprünglich einheitlich gewesen sein. Die Spaltung in zwei oder gar noch mehrere Runenalphabete ist also jedenfalls von jüngerem Datum. Aus anderweitigen Quellen, aus der Sprache, Datirung und Heimath der Inschriften wissen wir, daß das kürzere Alphabet erst seit dem 9. Jahrhundert angewandt worden ist, wogegen viele Denkmäler des ausführlicheren erwiesenermaßen viel älter, wenn auch meist unbekannt, wie alt, sind. Die Zeichen, welche das ausführliche Alphabet in seinen nachweislich ältesten Verwendungen mehr enthält als das kürzere, — es sind fünf oder sechs — gehören sämtlich dem Uralphabet aller Indogermanen oder jener semitischen Vorlage desselben an, sind also keine willkürlichen Erfindungen. Willkürlich dagegen ist ihre Weglassung in dem jüngern Runenalphabet. Weshalb sie geschah, sagt uns Niemand, aber begreiflich ist, daß wenn man viel und zu praktischen Zwecken schrieb, wie es gerade mit diesem jungen Alphabet im Gegensatz zu dem ältern geschah, man lieber mit weniger als mit mehr Buchstaben hantirte, falls die wenigen ausreichten, um den Sinn der geschriebenen Worte zu verstehen. Und daß sie dazu genühten, lehrt die Erfahrung bis auf den heutigen Tag. Wo es geschah und von wem — denn eine solche Veränderung setzt einen gewissen autokratischen Willen oder ein förmliches Compromiß der Betheiligten voraus, — ist nicht zu ermitteln. Es muß vor dem 9. Jahrhundert und wahrscheinlich in Scandinavien geschehen sein, denn nur scandinavische Germanen haben sich dieses Alphabets bedient.

In diesem Sinn ist es erlaubt, von einem älteren und jüngeren Runenalphabet zu sprechen, nur muß man nicht übersehen, daß beide zeitweilig recht wohl neben einander bestanden haben können, wenn sich bisher auch keine äußeren Zeugnisse dafür gefunden haben. Ebenso darf man im Großen und

Ganzen von zwei und nicht von drei, vier, fünf oder zwölf oder gar noch mehr sprechen. Denn in der Hauptsache zählen eben nur jene zwei Grundformen, nicht aber die zahlreichen Varietäten und Spielarten hüben und drüben. Diese selbst, an sich begreiflich genug aus der Zeit, dem Kulturstand der einzelnen Völker und dem Verhältniß der Schreibenden zur Schrift, gewähren freilich nur ein untergeordnetes Interesse, werden aber doch auch der Forschung, wenn sie sich einst von andern größern Siegen herkommend ihnen zuwendet manche brauchbare Ausbeute geben. Viel scheint hier aus reiner Willkür, aus bewußtem Bestreben nach etwas absonderlichem zu stammen, und manche Runen nähern sich dem, was wir unter einer Chifferschrift verstehen, die nur nach besonderer Verabredung und mit Hilfe eines eigenen Schlüssels lesbar sein soll. Ursprünglich ist dies ja keineswegs die Tendenz der Runen im Allgemeinen: das Wort runa bedeutet zwar Geheimniß, aber nicht in dem so zu sagen gnostischen Sinn, den die gewohnte Vorstellung damit verbindet. Es zielt auf die geheimnißvolle Zauberkraft, auf den göttlichen Segen oder Fluch, der sich diesen Zeichen im Gemüthe derer angeheftet hatten, welche damit umgingen. Aber geschrieben wurden sie von Anfang an in derselben Absicht, in der alle Leute zu allen Zeiten zu schreiben pflegten, daß sie von möglichst vielen d. h. allen, die lesen gelernt hatten, auch wirklich verstanden werden sollten.

Daß sich in dem jüngeren längeren Alphabete verhältnißmäßig weniger willkürliche Zusätze und Umbildungen finden, als in dem älteren, kann nur einen Augenblick befremden. Ermägt man die Lebensgeschichte beider, so begreift es sich leicht. Das kürzere blieb Jahrhunderte lang populär im eminentesten Sinn des Wortes, das ausführlichere ist überall mit dem Eindringen des lateinischen Alphabets und der es protegirenden neuen Religion beseitigt worden. Es durfte sich nur als Abnormität erhalten und als solche war es natürlich auch jeder spielenden Willkür mönchischer Curiositäten- und Raritätenkrämer preisgegeben. Ihre wohlbekannten Federstriche sind es, denen wir die Erhaltung, freilich aber auch die Verstümmelung dieser uralten Schriftwelt verdanken, so weit sie uns Bücher überliefern.

Zu dem Totalbilde der Runen gehört aber auch zu wissen, wie sie mit der Sitte und den Lebensgewohnheiten unseres Volkes verbunden waren. Die besten Aufschlüsse werden sie selbst geben d. h. eine richtige Lesung und Erklärung aller der Inschriften, auf denen sie verwandt wurden. Aber theils ist dieß noch nicht so weit vorgeschritten, um überall die beiden nothwendig vorausgesetzten Prädicate beanspruchen zu dürfen, theils kommt es auch darauf an, eine Menge anderer Notizen, die sich in den übrigen Quellen der Geschichte auf sie beziehen, richtig zu verwerthen. Auch hierbei hat es früher an den einfältigsten Vorstellungen nicht gefehlt. Entweder wollte man in

ihnen eine wirkliche Geheimschrift, etwa die Chiffren einer Priester- oder gar Druidenkaste sehen, oder man behauptete, sie seien nicht anders wie jede andere alphabetische Schrift von jedermann, der sie habe lernen wollen, und zu jedem Zwecke verwandt worden. Losgeriffene sogenannte Quellenbelege schienen das eine wie das andere zu beweisen. Die neuere kritische Periode der deutschen Alterthumskunde hat auch hier Licht geschafft und namentlich sind es die beiden Essays von Müllenhoff und Liltencron „Zur Runenlehre“ aus dem Jahre 1852, die als Basis unserer gegenwärtigen klareren Vorstellungen gelten müssen. Darnach sind die Runen wenigstens in der Urzeit, also vor der Völkerwanderung, zwar keine Geheimschrift gewesen, aber doch nur zu ganz bestimmten geweihten Functionen verwandt worden. Den Willen der Götter erforschte man durch sie, indem man sie auf einzelne Stäbe aus Zweigen heiliger Bäume schnitt und mittelst eines sorgfältig geregelten Loosens Worte, oder um es gleich zu sagen, Verse, wie sie einst auch die Pythia gesprochen, bildete. Zauberei aller Art wurde damit getrieben, sowohl diejenigen, welche unter dem Schutze und nach dem Willen, ja nach der Ueberweisung der Götter selbst geschah, als jene andere dämonische, wenn man die Seele dem Walten finsterner Mächte hingab, um dafür eine Kraft zu erlangen, welche weit über das menschliche Maß hinausreichte. Segen und Fluch, wo immer nur solcher paßte, Heilung und Verwundung, Sieg und Niederlage, Reichthum und Armuth, Wachsen und Schwinden des Menschenalters oder der Feldfrüchte und Herden konnte man durch sie schaffen. Daraus begreift sich auch ihre Verwendung auf den verschiedenartigsten Geräthen, die zum Schutze und zum Schmucke dienten, auf Waffen, Münzen, Ringen, Spangen u. s. w., ebenso aber auch, daß man Haus und Hof, Vieh und alle andere fahrende Habe durch sie unter den besondern Schirm der Götter oder eines Gottes stellte. — Daraus haben sich denn jene räthselhaften Hausmarken abgeleitet, die als völlig unverstandene Sitte noch bis zur Gegenwart dauern. Ihr seltsames Gefüge aus meist geradlinien Stäben, die in den verschiedensten Combinationen einander berühren oder auseinander weichen, ist nichts weiter, als eine willkürliche Umbildung einfacher oder combinirter Runenzeichen, deren Sinn natürlich seit einem Jahrtausend verloren ging. Kein Gebiet des häuslichen und öffentlichen Daseins konnte diese heilige Schrift entbehren. Sie war dem Gemüth des Germanen um so näher verwandt, als ihm der eigentlich plastische Trieb wenigstens nicht in der Fülle und Freudigkeit wie seinen südlichen Stammesbrüder, den Hellenen und Italern eingepflanzt war. Die Rune selbst, die ein naives Auge recht wohl für das, was wir jetzt Arabesken nennen, halten darf, ist außer dem Schriftzeichen auf diese Art auch Bild, wenigstens symbolischer Ersatz eines Bildes, und das sinnige Auge unserer Urahnen mag, wenn es die eckigen

Linien der Rune beschaute, welche th den Anfangsbuchstaben des Riesenmannes thurs darstellen, die ungesügten Glieder der Frost und Reifthursen leibhaftig dabet sich haben recken sehn.

Bunsens Denkwürdigkeiten.

A Memoir of Baron Bunsen, drawn chiefly from family papers by his widow Frances Baroness Bunsen. London 1868. 2. vol.

Seit langer Zeit hat die Memoirenliteratur keine so anziehende Bereicherung erfahren als sie durch das vorliegende Werk über Jostias von Bunsen geboten wird. Dasselbe soll demnächst auch in deutscher Ausgabe erscheinen, welche unftreitig in manchem Betracht den Vorzug verdienen wird, weil die meisten mitgetheilten Briefe und Papiere Bunsens deutsch geschrieben wurden. Nichtsdestoweniger möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die englische Version dieses Werkes lenken.

Die beiden Bände beanspruchen nicht eine vollständige Biographie zu geben; aber es wird in ihnen ein reiches und beachtenswerthes Material für die Zeitgeschichte geboten und vor allem tritt uns das Bild des Mannes, von dem gehandelt wird, klar und voll entgegen. Es ist das Werk der liebevollen Gefährtin seines Lebens, der er kurz vor seinem Tode sagte: „Schreibe die Geschichte unsres gemeinsamen Lebens, Du hast die Kraft dazu, mißtraue nur Dir selbst nicht“ — und sie hat die Aufgabe würdig durchgeführt.

Christian Carl Jostias Bunsen wurde am 25. August 1791 zu Corbach im Fürstenthum Waldeck geboren. Sein Vater, der früher in der holländischen Armee gedient hatte, zog sich später nach seinem Geburtsort zurück, wo er von einer kleinen Pension und dem Copiren von Acten lebte; er war ein Mann von strengster Rechtlichkeit und ernstem christlichen Glauben, gegen allen äußern Schein gleichgültig, und in gleichem Geiste erzog er seinen einzigen Sohn, der ihm spät in zweiter Ehe geboren ward. Die Mutter scheint keine Frau von Bedeutung gewesen zu sein und in sofern ist Bunsen eine Ausnahme von der Regel, nach welcher bedeutende Männer ihren Müttern die meiste Förderung verdanken. Der erziehende weibliche Einfluß aber fehlte ihm darum nicht, er fand ihn in seiner 18 Jahre ältern Halbschwester Christiane, an der der Bruder stets mit großer Zärtlichkeit hing. Ihre Briefe und die Aufzeichnungen von Jugendfreunden schildern ihn als